

Schriften

zur Unkeler Geschichte



UTOPIA IST NIRGENDWO

Stefan Andres' Novelle
„Wir sind Utopia“

Vortrag von Udo Marquardt
17. April 2012



Geschichtsverein Unkel e. V.

UTOPIA IST NIRGENDWO

Stefan Andres' Novelle „Wir sind Utopia“

Autor: Udo Marquardt, Unkel

Herausgeber: Geschichtsverein Unkel e. V.

Umschlaggestaltung: Tim Knoppik

Satz: Ansgar Federhen

Druck: Medienhaus Plump, Rheinbreitbach

Verlag: Rhein-Heimat, Rheinbreitbach

ISBN 978-3-940637-11-6

Schriften zur Unkeler Geschichte Nr. 6

UTOPIA IST NIRGENDWO

Stefan Andres' Novelle „Wir sind Utopia“

Vortrag von Udo Marquardt,
gehalten im Heimatladen Unkel am 17. April 2012
im Rahmen der Stefan Andres Abende des
Geschichtsvereins Unkel und der
Katholischen Öffentlichen Bücherei Unkel

Die Novelle „Wir sind Utopia“ ist einer der großen Texte von Stefan Andres, auf denen sein Ruhm beruht. Der Text wurde 1941 geschrieben. 1942 druckte ihn die „Frankfurter Zeitung“ in zwölf Folgen. 1943 erschien die Buchausgabe, die allerdings kurz nach Erscheinen verboten wurde. Nach dem Krieg erreichte die Novelle Rekordauflagen. Der Text wurde in zwölf Sprachen übersetzt. 1950 kam die dramatisierte Fassung des Textes auf die Bühne, inszeniert von Gustav Gründgens. „Wir sind Utopia“ wurde zur Schullektüre und 1985 sogar verfilmt.

Der Erfolg hat verschiedene Gründe. Zum einen wurde „Wir sind Utopia“ als Widerstandsliteratur gelesen. Selbst wer den Text völlig entpolitisierter und ihn als Auseinandersetzung mit existentiellen Themen wie Gott und Tod las, befand sich lange Zeit noch auf der Seite des Widerstandes, denn in Hitler-Deutschland galt Politikverweigerung als Form des Widerstandes. All diese Interpretationen – und es gibt eine Reihe weiterer Ansätze – sind plausibel und haben ihre Rechtfertigung im Text. Gerade diese Offenheit der Novelle macht sie zu einem wirklichen Kunstwerk.

Ich möchte dem Text allerdings eine weitere Lesart hinzufügen. Nämlich indem ich Andres gewissermaßen beim Wort nehme und seine Novelle als das lese, was der Titel besagt: als eine Utopie. Als Auseinandersetzung mit der Möglichkeit von Utopien steht der Text in einer langen literarischen und philosophischen Tradition. Und in eben dieser Tradition möchte ich der Novelle einen Ort geben.

Was bedeutet der Ausdruck „Utopie“? Der Begriff stammt aus dem Griechischen und wörtlich übersetzt wird er mit „Nicht-Ort“. Freier übersetzt können wir sagen, Utopien sind Orte, deren genaue Lage wir nicht kennen. Um solche Orte zu finden, müssen wir uns auf die Reise begeben. Und genau das möchte ich tun: Auf die Reise gehen. Allerdings nicht auf eine gewöhnliche Reise, sondern auf eine Zeitreise. Eine Reise in eine bessere Zukunft.

Wer solch eine Reise unternehmen will, der beginnt damit am besten in der Vergangenheit. Wir beginnen unsere Reise im Jahre 1516. Damals berichtet der englische Kanzler Thomas Morus von einer bis dahin unbekannten Insel, die irgendwo vor der Küste der damals noch neuen Welt Amerika liegen soll. Auf der Insel, so hat Morus gehört, herrschen paradiesische Zustände. Es gibt weder Hunger noch Krieg. Die Menschen müssen nur sechs Stunden am Tag arbeiten. Reichtum zählt so wenig, dass die Insulaner ihre Nachtgeschriffe aus Gold herstellen. Nur leider weiß Thomas Morus nicht, wo diese wunderbare Insel liegt. Er hat vergessen, den Reisenden, der ihm von der Insel erzählt hat, danach zu fragen. Im Vorwort seines Berichtes über die unbekannte Insel schreibt er:

„Ich gäbe ein gutes Stück Geld dafür, wenn das nicht unterlassen worden wäre. Einerseits ist es mir peinlich, nicht zu wissen, in welchem Meere die Insel liegt, über die ich so viel berichte, andererseits gibt es bei uns den einen oder anderen, vor allem einen, einen frommen Mann, der von Beruf Theologe ist, der in erstaunlichem Maße darauf brennt, dort hin zu reisen ...“¹

Der Name der Insel ist Utopia.

Ganz ähnlich geht es auch dem Philosophen Francis Bacon. Er berichtet 1624 von einer Fahrt zur Insel Neu-Atlantis. Doch so genau er auch die Zustände auf der Insel beschreibt, ihre geographische Lage kennt er nicht.

„Wir segelten von Peru, wo wir uns ein ganzes Jahr lang aufgehalten hatten, ab und steuerten auf China und Japan zu. Wir hatten Lebensmittel für zwölf Monate bei uns. Fünf Monate und länger erfreuten wir uns günstiger Winde von Osten, bald milderer, bald kräftiger. Dann aber drehte sich der Wind und blies viele Tage lang von Westen her so stark, dass wir nur langsam vorankamen und gelegentlich an Umkehr dachten.“²

Von den starken Winden immer wieder in andere Richtungen gedrängt, verliert die Schiffsbesatzung die Orientierung. Erst nach einem Jahr, die Vorräte gehen zur Neige, ist wieder Land in Sicht.

1 Thomas Morus: Utopia; in: Der utopische Staat, hrsg. von Klaus J. Heinisch, Reinbek bei Hamburg 1996, S.15.

2 Francis Bacon: Neu-Atlantis; in: Der utopische Staat, a.a.O., S.175.

„Es geschah aber, dass wir (...) so etwas wie eine dichte Wolke bemerkten. Diese flößte uns die Hoffnung auf Land ein, da wir gut genug wußten, dass jener Teil der Südsee fast unbekannt sei und Inseln und Kontinente bergen könnte, die bisher noch nicht entdeckt waren.“³

Es ist kein Zufall, dass die geographische Lage von Utopia und Neu-Atlantis nicht mehr festzustellen ist. Denn es gibt die Inseln nicht. Die Berichte sind Entwürfe eines idealen Staates, den es so noch nicht gab und nie geben wird. Vielmehr sollen sich die politischen Bemühungen auf einen solchen Staat zu bewegen. Seit 1516 Thomas Morus' fiktiver Reisebericht zur Insel Utopia erschienen ist, werden solche Entwürfe eines idealen Staates Utopien genannt. Doch Utopien gibt es, seit es Menschen gibt. Zu allen Zeiten haben die Menschen voller Sehnsucht auf ein Zeitalter zurückblickt, in dem keine Not herrschte. Im antiken Griechenland war es das goldene Zeitalter, im Christentum das Paradies. Doch die Menschen wurden aus dieser heilen Welt vertrieben, weil sie maßlos und überheblich wurden. Sie wollten nicht nur das qualitativ Beste, denn das hatten sie. Sie wollten auch quantitativ immer mehr, immer größer, immer besser. Aber das Beste lässt sich nicht steigern. Die Folge davon war der Sündenfall. Die Verschlechterung der Lebensbedingungen. Die Menschen werden geplagt von Hunger und Armut, Unterdrückung, Streit und Krieg. Der Kampf ums Dasein ist hart. Und viel zu viele verlieren ihn.

Seitdem werden Konstrukte einer Welt entwickelt, die wieder heil ist, in der ein menschenwürdiges Leben in Frieden und Freiheit möglich ist. Die Vernunft soll alle Menschen in die Lage versetzen, miteinander statt gegeneinander zu leben.

Der früheste Entwurf einer solchen idealen Gesellschaft stammt aus dem vierten Jahrhundert vor Christus von dem Philosophen Platon. Er setzte darauf, dass in einem gerechten Staat drei Dinge verwirklicht werden müssen: Erstens die Gleichheit aller Menschen, zweitens die Abschaffung des Privateigentums, drittens soll die Leitung des Staates von denen übernommen werden, die aus Einsicht handeln. Für Platon waren das die

³ Bacon, a.a.O, S.176.

Philosophen. Er forderte deshalb:

„Wenn nicht ... entweder die Philosophen Könige werden in den Staaten oder die jetzt so genannten Könige und Gewalthaber wahrhaft und gründlich philosophieren und also dieses beides zusammenfällt, die Staatsgewalt und die Philosophie, (...) gibt es keine Erholung von dem Übel für die Staaten.“⁴

Im Gegensatz zu Morus und Bacon wollte Platon seinen Staat verwirklicht sehen. Zweimal reiste er deshalb nach Syrakus, um mit Hilfe der dortigen Tyrannen aus Philosophie Politik zu machen. Doch die Machthaber wollten weder Philosophen werden noch ihre Macht an die Philosophen abgeben. Platon scheiterte und konnte nur mit knapper Not fliehen. Auch wenn Platon gescheitert ist, viele seiner Ideen werden von späteren Utopisten übernommen. Vor allem die Gleichheit aller Menschen und die Abschaffung des Privateigentums sind für sie Grundpfeiler eines idealen Staates. Der Gedanke ist einfach: Neid, Hass und Egoismus entstehen durch ungleiche Besitzverhältnisse. Wenn aber allen alles gehört und der persönliche Besitz abgeschafft ist, so gibt es keinen Grund mehr, dem anderen etwas zu neiden, was man selbst nicht hat.

Deshalb tragen auf Thomas Morus' Insel Utopia alle Menschen die gleichen Kleider. Sie essen das Gleiche und wohnen in den gleichen Wohnungen. Regelmäßig müssen die Städter aufs Land ziehen und die Landbewohner kommen in die Stadt. Niemand wird bevorzugt oder benachteiligt. Das führt teilweise zu absurdem Regelungen.

„Bei der Wahl der Ehegatten beobachten sie ferner in vollem Ernst und mit aller Strenge einen, wie uns schien, äußerst unschicklichen und höchst lächerlichen Brauch. Eine würdige und ehrbare Hausfrau nämlich lässt den Bewerber die Frau, ob es nun eine Jungfrau oder eine Witwe ist, nackt sehen, und ebenso stellt auf der anderen Seite ein rechtschaffener Mann dem Mädchen den Freier nackt vor.“⁵

4 Politeia, 473c-d; zitiert nach: Platon, Werke in acht Bänden, griechisch und deutsch, hrsg. von Gunther Eigler, Darmstadt 1990, Bd.IV, S.445.

5 Morus, a.a.O., S.82.

Niemand soll dadurch benachteiligt werden, dass er sozusagen die Katze im Sack kauft. Immerhin prüfe man auch sonst alle Umstände, bevor man einen Vertrag eingehe. Dazu kommt noch ein anderer Grund. Um später nicht auf jemanden eifersüchtig werden zu können, der eine andere Frau oder einen anderen Mann hat, will man die Menschen gewissermaßen auch vor sich selbst schützen.

Die Zustände auf Neu-Atlantis sind gänzlich anderer Natur. Zwar sind auch hier alle Menschen gleich. Aber die Insel wird geführt von einer Gruppe Wissenschaftler, dem Hause Salomons. Francis Bacon macht auf seine Weise ernst mit der platonischen Forderung, die Philosophen müssten Könige werden. Denn herrschen kann nur, wer aus Einsicht handelt. Genau so versteht sich das Haus Salomons.

„Der Zweck unserer Gründung ist die Erkenntnis der Ursachen und Bewegungen sowie der verborgenen Kräfte in der Natur und die Erweiterung der menschlichen Herrschaft bis an die Grenzen des überhaupt möglichen.“⁶

Die Geschichte von Neu-Atlantis ist vor allen Dingen eine Geschichte der technischen Errungenschaften des Hauses Salomon. Deren Liste reicht von der künstlichen Erzeugung von Edelsteinen bis hin zu Flugmaschinen. Und in vielen Teilen sind es gerade diese technischen Utopien Bacons, die heute Wirklichkeit geworden sind.

Die Utopien von Thomas Morus und Francis Bacon stehen am Beginn der Neuzeit.⁷ Und obwohl Utopia doch eigentlich nirgendwo ist, haben beide Entwürfe eines idealen Staates ihre Spuren in der Geschichte hinterlassen.

Die soziale Utopie des Thomas Morus von der Gleichheit aller Menschen hat ihren ersten Niederschlag in der Französischen Revolution mit dem Ziel „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ gefunden. Bei Karl Marx wird aus der Utopie eine konkrete, politische Zielsetzung. Nach der Revolution

6 Bacon, a.a.O., S.205.

7 Der Vollständigkeit halber ist hier noch zu erwähnen, dass es neben Morus und Bacon noch eine dritte als klassisch geltende Utopie gibt: Tommaso Campanellas „Der Sonnenstaat“, geschrieben 1602, veröffentlicht 1623. Campanella entwirft darin das Modell einer Gesellschaft, in der die Gattung alles ist, der Einzelne aber nichts.

des Proletariats, so Marx, sollte sich die kommunistische Lebensform am Ende der Geschichte als ein Reich der Freiheit verwirklichen, in dem der Gemeinschaft alles gehört und der Einzelne seine Kraft in den Dienst der Gemeinschaft stellt, die Gemeinschaft ihm dafür als Gegenleistung die Lebensgrundlagen in ausreichendem Maße sichert. Marx' Vorstellung vom Reich der Freiheit am Ende der Geschichte ähnelt den von Morus geschilderten Zuständen auf Utopia. Niemand leidet Not. Es gibt keinen Krieg. Die Menschen sind gleich und frei.

Im Gegensatz zu Morus setzt Francis Bacons Utopie von Neu-Atlantis auf den wissenschaftlich-technischen Fortschritt zum Wohle der Menschheit. Bacons technische Phantasie, mit der er zu Beginn des 17. Jahrhunderts die Erfindungen des Hauses Salomon beschreibt, ist erstaunlich. Viele dieser Erfindungen sind heute Teil unseres Alltags, wir scheinen in Neu-Atlantis angekommen zu sein.

Doch das Gegenteil ist der Fall. Neu-Atlantis und Utopia haben zwar ihren konkreten historischen Niederschlag gefunden. Allerdings mit völlig anderen Ergebnissen, als von Morus und Bacon beabsichtigt.

Aus der Utopie von der Gleichheit aller Menschen ist die Diktatur geworden. Der Traum der Französischen Revolution von der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit endete mit einem Blutbad unter der Guillotine und führte schließlich zur Herrschaft Napoleons. Die kommunistische Hoffnung von der Diktatur des Proletariats ist zur Diktatur über das Proletariat geworden. Als 1989/90 die kommunistischen Staaten zusammenbrachen, waren sie über diesen Zustand immer noch nicht hinaus gekommen.

Aber auch die Utopie von Francis Bacon hat in eine Sackgasse geführt. Zwar sind die technischen und wissenschaftlichen Fortschritte seit dem 17. Jahrhundert enorm. Sie führen jedoch keineswegs zum Wohlstand aller wie auf Neu-Atlantis. Die Ergebnisse der Industrialisierung sind Imperialismus und Massenelend. An den neuen Maschinen verdienen nur wenige.

Das ist in etwa die Lage, als Herbert George Wells 1895 seinen Roman „Die Zeitmaschine“ veröffentlicht. Auch dieser Roman erzählt von einem Nicht-Ort, allerdings gibt es auf der längst bis in die letzten Winkel bereisten Welt keine unentdeckten Inseln mehr. Wells nimmt seine Leser auf eine ganz andere Reise mit.

„Sie müssen mir aufmerksam zuhören. Ich werde die eine oder andere Vorstellung, die so gut wie allgemein akzeptiert ist, anfechten müssen.“⁸

So beginnt ein junger Wissenschaftler in „Die Zeitmaschine“ seine Ausführungen über das Reisen in der Zeit. Die Zeit, erklärt er, ist die vierte Dimension des Raumes. Jeder ausgedehnte Körper muss Länge, Breite und Höhe haben. Aber er muss auch Dauer haben, also Zeit, sonst gibt es ihn nicht. Durch den Raum, den ein Körper einnimmt, kann man sich bewegen. Entlang der Länge, Breite und Höhe. Nur bei der Zeit geht das angeblich nicht. Genau das ist die Entdeckung des Zeitreisenden. Es gibt Bewegung in der Zeit als der vierten Dimension des Raumes. Nach diesen theoretischen Erörterungen führt der Wissenschaftler seinen Freunden ein Experiment vor. Er schickt eine kleine Zeitmaschine in die Zukunft. Die Freunde sehen staunend die Maschine verschwinden. Aber eigentlich will niemand so recht glauben, was er gesehen hat. Eine Woche später treffen sie sich wieder im Haus des Zeitreisenden. Doch der Gastgeber fehlt. Erst nach einer ganzen Weile taucht er auf, entsetzlich zugerichtet, blass, abgespannt. Er hat, wie er schließlich berichtet, eine Reise in die Zukunft unternommen. Und das Erstaunliche an dieser Zukunft, so erfahren wir im Laufe seines Berichtes, ist, dass die Zukunft viel schlechter ist als die Gegenwart.

Die Reise hat in das Jahr 802701 geführt. Auf den ersten Blick eine paradiesische Welt. Die Natur ist üppig, die Eloi, wie sich die Menschen jetzt nennen, leben scheinbar ohne Sorgen in den Tag hinein. Naiv und zutraulich, physisch und psychisch auf der Entwicklungsstufe fünfjähriger Kinder, führen sie ein Leben ohne Mühsal und Arbeit. Doch mit Einbruch der Nacht erweist sich das Paradies als Trug, denn dann ergreift die Eloi eine

8 H.G. Wells: Die Zeitmaschine, Zürich 1974, S.7.

instinktive Furcht, deren Ursache sich dem Zeitreisenden erst allmählich enthüllt. Die Eloi fürchten sich vor den Morlocks, einer zweiten Menschenart mit bleichen Gesichtern und großen Augen ohne Lider, die allerdings nicht auf, sondern unter der Erde lebt, und sich die Eloi wie Schlachtvieh halten.

„Gewiß war den Morlocks irgendwann in der Frühzeit des menschlichen Verfalls die Nahrung knapp geworden. Möglicherweise hatten sie von Ratten und ähnlichem Gezücht gelebt. Selbst heute schon ist der Mensch weit weniger wählerisch und exklusiv in seiner Ernährung, als er es einmal war - viel weniger als der Affe. Sein Vorurteil gegen Menschenfleisch ist kein tief verwurzelter Instinkt. Und daher diese unmenschlichen Abkömmlinge der Menschheit ...!“⁹

Wells stellt die Zustände im Jahre 802701 als eine konsequente Fortführung der sozialen Entwicklung seiner Zeit dar. Gemeint ist die Aufspaltung der Gesellschaft in arm und reich, Kapitalisten und Arbeiter.

„Zweifelsohne wird Ihnen das recht grotesk vorkommen und doch existieren schon jetzt Verhältnisse, die auf diese Entwicklung hindeuten. Man neigt doch dazu, den Raum unter der Erde für die weniger dekorativen Zwecke zu nutzen; da gibt es zum Beispiel die Metropolitan Railway in London und andere elektrische Untergrundbahnen, unterirdische Werkstätten und Restaurants (...). Gleichzeitig führt der den reicherden Leuten eigene Hang zur Exklusivität – zweifellos eine Folge der zunehmende Verfeinerung ihrer Bildung und der damit sich erweiternden Kluft zwischen ihnen und der rohen Gewalt der Armen – schon heute dazu, dass in ihrem Interesse beträchtliche Teile der Erdoberfläche der allgemeinen Nutzung entzogen werden. Um London herum ist zum Beispiel annähernd die Hälfte der schönen Landstriche gegen unerwünschte Störenfriede eingezäunt.“¹⁰

Im Laufe der Jahre verfestigen sich die Unterschiede nicht nur, sie vergrößern sich, bis schließlich zwei gänzlich verschiedene Klassen übrig bleiben. Die eine lebt auf der Erdoberfläche, die andere im Inneren, wo sie große Maschinen betätigt. Die Verhältnisse jedoch haben sich radikal umgekehrt.

9 Wells, S.73/74.

10 Wells, S.58/59.

Die Arbeiter, die man unter die Erde gezwungen hatte, haben sich zu Herren aufgeschwungen, indem sie sich die alte Herrenrasse buchstäblich einverleibt haben.

Wells kritisiert damit die Utopien, die einen unüberbietbar guten Endzustand der Menschheit herstellen wollen, in dem das Böse ein für allemal besiegt ist. Das Gegenteil tritt ein. Der Traum von der ewigen Harmonie zwischen den Menschen stellt die Mitmenschlichkeit schließlich nur noch vor die Alternative Fressen oder Gefressenwerden. Die Eloi in ihrer paradiesischen anmutenden Oberwelt verkümmern geistig und körperlich bis hin zur Infantilität. Bei den Morlocks in der maschinendröhnen Unterwelt führt das technisch-kalkulatorische Denken zur völligen Verrohung.

H.G. Wells Geschichte von der Zeitmaschine hat einen neuen Typus der Utopie geschaffen: die negative Utopie oder Antiutopie. Das eigentlich Erschreckende daran liegt nicht daran, dass das Böse im Menschen das Modell für ein mögliches Bild von der Zukunft abgibt. Das Erschreckende liegt vielmehr darin, dass das Böse eine Konsequenz der Ambivalenz des Guten ist. Oder, um den Ausdruck von Theodor Adorno und Max Horkheimer zu benutzen: Die Antiutopien führen die „Dialektik der Aufklärung“ anschaulich vor Augen. Wer versucht, das Gute für Alle durchzusetzen, der vergisst darüber den einzelnen Menschen, dem sein Glück so vorgeschrieben wird, wie es das allgemeine Wohl erfordert. Wer das Glück für alle will, der muss dem Einzelnen die Freiheit nehmen.

Davon handelt der 1920 erschienene Roman „Wir“ des russischen Schriftstellers Jewgenij Samjatin. Der Roman spielt in einer unbestimmten Zukunft in einem Staat, der sich der Einzige Staat nennt. Im Einzigen Staat sind die klassischen Forderungen der Utopisten wie Morus und Bacon berücksichtigt. Der Staat ist auf vernünftigen Prinzipien aufgebaut. Es gibt kein Privateigentum. Alle Menschen sind gleich.

Aber die Vernunft, die im Einzigen Staat herrscht, ist die Vernunft der Mathematik. Die Welt ist nach ihren Normen ausgerichtet. Die Menschen werden nicht mehr nach Namen, sondern nach Nummern unterschieden.

Sie leben in einer lichtdurchfluteten Stadt aus Glas in quadratischen Wohnblocks, die schnurgerade Straßen säumen. Eine Gesetzestafel, gegen die das größte erhaltene Literaturdenkmal – der Eisenbahnfahrplan – nur ein stümperhafter Vorläufer ist, regelt jede Sekunde des Tagesablaufes.

„Jeden Morgen stehen wir, Millionen, wie ein Mann zu ein und derselben Stunde, zu ein und derselben Minute auf. Zu ein und derselben Stunde beginnen wir, ein Millionenheer, unsere Arbeit, zur gleichen Stunde beenden wir sie. Und zu einem einzigen, millionenhändigen Körper verschmolzen, führen wir in der gleichen, durch die Gesetzestafel bestimmten Sekunde die Löffel zum Mund, zur gleichen Sekunde gehen wir spazieren, versammeln uns zu den Taylor-Exerzitien in den Auditorien, legen uns schlafen ...“¹¹

Samjatin erzählt die Geschichte von D 503, Bürger des Einzigsten Staates und Konstrukteur des Weltraumschiffes Integral. D 503 ist ein guter Bürger seines Staates. Er hat die Werte des Großen Wohltäters verinnerlicht. In seinem Tagebuch beklagt er den unzivilisierten Zustand der Freiheit seiner Vorfahren und preist ein mathematisch-fehlerfreies Glück auf der Basis von Subtraktion, Addition, Division und Multiplikation.

„Die Freiheit und das Verbrechen sind so eng miteinander verknüpft wie ... nun, wie die Bewegung eines Flugzeugs mit seiner Geschwindigkeit: ist die Geschwindigkeit eines Flugzeugs gleich Null, bewegt es sich nicht. Ist die Freiheit des Menschen gleich Null, begeht er keine Verbrechen. Das ist völlig klar. Das einzige Mittel, den Menschen vor dem Verbrechen zu bewahren, ist, ihn vor der Freiheit zu bewahren.“¹²

Tatsächlich gehört das Böse zur menschlichen Freiheit. Es ist der Preis der Freiheit. Davon handelt schon die biblische Geschichte von der Vertreibung aus dem Paradies. Als Adam und Eva vom verbotenen Baum der Erkenntnis essen, wählen sie die Freiheit und nehmen das Böse in Kauf. Der Einzige Staat hat diese Wahl zurückgenommen. So hat er zwar den Hunger abschaffen können, alle haben Arbeit. Aber er hat auch die Liebe abgeschafft, da sie sich nicht mathematisch fassen lässt.

11 Jewgenij Samjatin: Wir, Köln, 6. Auflage 1997, S.15/16.

12 Samjatin, S:37.

Eigentlich ist D 503 mit all dem voll und ganz einverstanden. Mit seinem alten Freund R 13 teilt er sich die ihnen zugewiesene O 90. Er arbeitet an der Integral und schreibt voller Begeisterung für den Einzigsten Staat an einem Tagebuch, das der Integral mit auf die Reise ins All gegeben werden soll. Doch dann begegnet er I 330. Sie wird seine nicht genehmigte Geliebte. Und D 503 wird krank vor Liebe. Ihm wächst eine Seele. Je tiefer D 503 sich in seine verhängnisvolle Affäre mit I 330 verstrickt, umso größer wird sein Abstand zu den anderen Nummern. D 503 beginnt, am Glück der Mathematik zu zweifeln.

Unter dem Einfluss seiner illegalen Geliebten schließt D 503 sich der verbotenen Opposition des Einheitsstaates an. Am „Tag der Einstimmigkeit“ will die Gruppe sich gegen die Wiederwahl des Großen Wohltäters wenden. Doch der Aufstand wird durch Verrat vereitelt. Als Raketechniker ist D 503 für den Staat von einiger Bedeutung. So wird er schließlich chirurgisch von seiner Seele befreit. Er geht wieder mit dem System konform und gesteht dem Wohltäter alles, was er weiß. Regungslos sieht er zu, wie seine Geliebte gefoltert wird. Am nächsten Tag soll sie hingerichtet werden. D 503 ist damit ganz einverstanden. Er ist endgültig vom Sieg der Vernunft überzeugt.

Samjatin wusste, wovon er sprach. Er war Techniker. Aber er war auch Politiker und kannte die Realität des von ihm mit erkämpften Sowjetstaates. Schon 1920 gab es zum Beispiel die russische Geheimpolizei, die Tscheka. Und „Wir“, 1920 geschrieben, konnte in der Sowjetunion erst 1952 erscheinen.

„Wir“ ist zwar ein tragisches Buch, da D 503 am Ende seine Seele verliert. Aber es ist kein hoffnungsloses Buch. Denn neben dem Einzigsten Staat existiert, seinem Namen zum Trotz, noch eine zweite Welt, die gänzlich anderen Gesetzen gehorcht. Nicht nur D 503 ist in eine Verschwörung verstrickt. Tausende von Nummern rebellieren. D 503 hofft am Ende zwar auf den Sieg der Vernunft. Aber eben diese Vernunft sagt ihm auch, dass er verlieren muss.

Die Geschichte des zwanzigsten Jahrhunderts hat gezeigt, dass die Zukunftsentwürfe der Antiutopien keine reinen Hirngespinste sind. Denn Antiutopien sind immer auch Kritik an der Gegenwart. In erster Linie aber warnen sie vor dem Versprechen eines Glücks für alle. Jedes System, so die Einsicht der Antiutopien, das auf der Basis von vernünftigen oder ethischen Prinzipien das Allgemeinwohl dauerhaft sichern will, muss sich gegen den einzelnen Menschen wenden. Wenn aber ein politisches System den Einzelnen unterdrücken muss, um für alle sorgen zu können, kann dieses System nicht wirklich gut sein. Streng genommen sorgt es auch nicht mehr für alle, da es den unterdrückten Einzelnen hat fallen lassen. Die Frage nach der Menschlichkeit eines Systems entscheidet sich nicht daran, ob alle etwas anzuziehen und zu essen haben. Sie entscheidet sich an der Freiheit, so die Philosophin Annemarie Pieper.

„Humanität und Inhumanität sind nur durch das Freiheitsprinzip getrennt, und für die Menschen spielt es letztlich keine Rolle, ob sie wie in den klassischen Utopien zur Moralität abgerichtet werden und ihr Glück im Tun des staatlich verordneten Guten finden sollen, oder ob sie wie in den modernen Anti-Utopien den Köder des Glücks schlucken müssen und im Dienst des größten Glücks der größten Zahl als dem schlechthin Guten manipuliert, ja instrumentalisiert werden. Die totalitäre Ersetzung individueller, selbstbestimmter Freiheit durch eine moralische oder eudämonistische Diktatur ist absolut menschenunwürdig.“¹³

Trotzdem wollen die Menschen glücklich sein. Niemand will Hunger, Vertreibung und Krieg erleiden. Die Frage nach dem Glück lässt sich auch dann nicht verdrängen, wenn wir akzeptieren, dass es ein Glück für alle wohl nie wirklich geben kann, wenn wir nicht unsere Freiheit aufgeben wollen.¹⁴

Dieses gesamte literarische und philosophische Szenario bietet gewissermaßen den Hintergrund, vor dem „Wir sind Utopia“ spielt. Und

13 Annemarie Pieper, Selber denken, Leipzig 1997, S.137.

14 Der Vollständigkeit halber ist zu erwähnen, dass es noch eine Reihe weiterer Autoren des 20. Jahrhunderts große Anti-Utopien geschrieben haben. Zu nennen sind Aldous Huxley (Schöne neue Welt, 1932), George Orwell (1984, 1949), Margaret Atwood (Der Report der Magd, 1985). Es erstaunt wenig, dass im 20. Jahrhundert nur noch eine positive Utopie geschrieben wurde. B.F. Skinner entwirft in „Walden Two“ (1948) das Modell einer Gesellschaft, die auf den Prinzipien der Verhaltenspsychologie beruht.

wir dürfen sicher sein, dass Stefan Andres diese Tradition, zumindest was die klassischen Utopien angeht, kannte.

Die Geschichte von „Utopia“ ist schnell erzählt: Ort der Handlung ist ein Karmeliterkloster, das im Spanischen Bürgerkrieg 1936/37 von den Republikanern als Gefängnis gebraucht wird. Der ehemalige Mönch Padre Consalves, der sich jetzt Paco nennt, wird als Häftling dorthin zurückgebracht. Es gelingt ihm, wieder in seine alte Zelle zu kommen. Er hofft aus diesem Raum fliehen zu können, da er als Mönch die Gitterstäbe angesägt hatte. Außerdem schafft er es, ein Messer an sich zu bringen. Damit hat er die Möglichkeit, Pedro, den Leutnant der Bewachungsmannschaft, zu töten und sich und seine Mitgefangenen möglicherweise zu befreien. Pedro bittet Paco, bei ihm zu beichten, da er wegen der vielen von ihm begangenen Ermordungen um sein Seelenheil bangt. Als Pedro schließlich die Beichte ablegt, erfährt Paco, dass der den Befehl hat, alle Gefangenen zu ermorden, um sie dem herannahenden Feind nicht in die Hände fallen zu lassen. Noch vor der Losprechung entdeckt Pedro Pacos Messer. Damit ist Paco die Möglichkeit genommen, sich und die Mitgefangenen zu befreien. Paco spricht Pedro los und lehnt die ihm angebotene Befreiung ab. Schließlich erteilt er seinen Mitgefangenen die Generalabsolution und wird mit ihnen zusammen erschossen.

Hauptfigur der Novelle ist Paco. Und es ist gewiss kein Zufall, dass er nach seinem Abschied aus dem Kloster Seemann wird. Schließlich ist Utopia eine Insel. Paco träumt als Mönch von einer besseren Welt. Um die zu erlangen, hat er das Kloster verlassen. Wie bei Morus und Bacon ist Pacos Utopia natürlich eine Insel. Als Paco wieder in seiner alten Zelle im Kloster ist, findet er sie sofort wieder:

„Er legte sich einen Augenblick auf die Pritsche, und wie er zur Decke hinaufstarrte, entdeckte er einen Rostfleck – wie? – War das noch derselbe von vor zwanzig Jahren? Nicht gut möglich, Padre Julio hätte ihn nicht so lange geduldet, aber Wasserflecken schlagen durch, so oft man sie auch zukälkt, und er war nun sogar noch ein Stück gewachsen. Paco seufzte.“

Es war wirklich dieselbe Landkarte seines Traumreiches, seiner Insel der acht Seligkeiten und des

dionysischen Weinstocks, sein Utopia im weiten, weißen Meer der Kalkdecke, die Hyperboräer seiner Bettstatt, die er jede Nacht vor dem Einschlafen und oft auch im Traume besuchte, um dort auf einem Esel umherziehend alle jene Predigten, die von den acht Seligkeiten und die vom Allvereiner Dionysos zu halten, welche ihm in der Wirklichkeit auch nur niederzuschreiben verwehrt waren.

Eigentlich brauchte man diesen schlichten Inselmenschen nicht zu predigen, um sie in diesen Wahrheiten zu unterrichten oder sie gar damit zu bedrohen, denn alle göttlichen Wahrheiten sind kernhaft in der unverdorbenen Seele, es galt sie nur zu wecken und die Seele noch tiefer im Reich des Göttlichen zu verweben.

Die Leute waren meist Fischer, kleine Ackerbauern und Handwerker, die ihre Erzeugnisse auf den Markt brachten und dort gegeneinander austauschten. Geld kannten sie nicht. Die Künstler und Gelehrten ernährte und kleidete das Gemeinwesen, und sie wurden wie die honigsammelnden Bienen gehalten. Mord, Raub und Betrug gab es nicht, von Zeit zu Zeit hatte das Gericht es mit einem kleinen Dieb zu tun, mit einem Verleumder, der aus Langeweile seine Zunge nicht im Zaume hielt, oder mit einem Ehebrecher. Die Bestraften sonderte man nicht örtlich von den andern ab, sie mußten vielmehr eine besondere Kleidung tragen, bei den Gemeindeversammlungen abseits sitzen und schweigen, bis für sie beim Richter Fürsprache eingelegt wurde. Dann zog man ihnen in der Öffentlichkeit wieder feierlich die Bürgerkleidung an, und der Stadthauptmann küßte sie im Namen des Volkes, und es schloß sich ein Freudenfest an.

Auf der Insel gab es übrigens auch noch richtige Heiden, welche die alten Götter verehrten. Die Christen und Heiden neckten sich wohl gegenseitig mit dem, was man am andern nicht verstand, doch durften die christlichen und heidnischen Priester und Gelehrten zu diesen Verschiedenheiten in Glauben und Kult und mancherlei sittlichen Anschauungen nicht öffentlich oder gar in Büchern in apologetischer Weise Stellung nehmen. Denn man sah ja, daß die Früchte des inneren und äußeren Lebens bei Christen und Heiden dieselben waren, und wenn Paco auf der Insel ankam, ließen ebensoviele Heiden an den Strand, ihn zu begrüßen, als Christen. Und wenn er aus den christlichen Kirchen kam, ging er auch in den Dionysostempel, besonders am sechsten Januar, wenn das große Weinwunder geschah, und am Erntefest und im Frühling wohnte er den Demetermysterien bei, und es war bekannt, daß viele Christen, sogar Priester, sich in die Mysterien hatten einführen und aufnehmen lassen. Denn das Heidentum bewegte sich fromm in jenem Bereich, der dem Christentum in dieser Ausgeprägtheit von jeher versagt geblieben war, in jenem Bereich nämlich, wo die Natur sünderlos ganz im Göttlichen liegt und das Göttliche in der

Stefan
Andres
Wir sind
Utopia

Prosa
aus den Jahren
1933–1945



Wallstein

Stefan Andres: *Wir sind Utopia. Prosa aus den Jahren 1933–1945*. Hg. von Erwin Rotermund und Heidrun Ehrke-Rotermund unter Mitarbeit von Thomas Hilsheimer. © Wallstein Verlag, Göttingen 2010. ISBN 978-3-8353-0586-1

Natur antastbar erscheint und in den Göttern seine Unaussprechlichkeit aufhebt und sich den Sinnen darstellt, ohne sich in dogmatischen Formen dem Verstände preiszugeben. Die Christen auf der Insel aber sagten, sie hätten statt der Götter Maria und die Heiligen und außerdem: die Dreifaltigkeit sei ja schließlich in Vater, Sohn und Geist den Menschen begegnet, und in diesem Geheimnis ließen sich alle menschlichen Ordnungen und Lebensformen durchaus im Göttlichen spiegeln, ja, aus ihm herleiten und heiligen.

Und Heiden und Christen wetteiferten so in ihrem Gotterkennen, wiewohl das eine die Gottesbilder aus der Schöpfung, das andere sie aus dem Buch, der Sehnsucht des einsamen Herzens und dem Geist der Geschichte empfangen hatte. Und da man sich gegenseitig eifrig beobachtete, kam es, daß die Christen in ihrem Glauben vieles von den Heiden hatten und die Heiden umgekehrt von den Christen; und das mehr im Waagerechten verlaufende heidnische Denken und das senkrecht in die Unendlichkeit aufsteigende der Christen kreuzte sich wie die Fäden am Webstuhl, und das Gotteskleid, das sie auf diese Weise woben, trug die Muster sehnstsüßen Friedens und demütiger Güte.¹⁵

Pacos Utopia vom großen Frieden zwischen den Religionen treibt ihn so sehr um, dass er seine Fahrten nach Utopia schließlich seinem Beichtvater Padre Damiano beichtet.

„Der zog die Brauen zusammen – er war ein unsagbar nüchterner Mystiker! – und ihm mit der Hand das Gesicht zu sich heraushebend, Padre Consalves kniete vor ihm in der Zelle, knurrte er nur: »Wechseln Sie die Zelle, oder lassen Sie Ihre Insel zustreichen, oder noch besser: Fahren Sie nicht mehr hinüber. Vergessen Sie nicht: noch keiner hat die Welt zu einem Utopia reformieren können, keiner, selbst Er nicht! Wenn Sie bedenken, Padre Consalves, daß die ganze Welt eine Börse ist (Padre Damiano war früher ein bekannter Bankier gewesen), und wenn Sie sehen, wie schlecht die Aktien Gottes stehen und Sie trotzdem kaufen, dann denken Sie also etwa heimlich: Wollen sehen, man kann nie wissen! – Ich kann Ihnen sagen, Sie spekulieren daneben! Kaum haben Sie gekauft, schon sinkt der Kurs von neuem, sinkt, sinkt und sinkt, Sie gelten allgemein als ein Trottel, man lacht Sie aus. – Sie behalten aber das Papier – Sie behalten es, nun ja, weil Sie es ohnehin nicht mehr anständig loswerden; wegwerfen, ja, das wohl, aber verkaufen? – Sie wissen ja, die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichtes. Und nun beginnen Sie heimlich und leise, um Ihre wertlos gewordene Aktie doch vielleicht wieder auf den Markt zu

15 Stefan Andres, Wir sind Utopia; in: ders.: Wir sind Utopia. Prosa aus den Jahren 1933 – 1945, hrsg. V. Erwin Rotermund und Heidrun Ehrke-Rotermund unter Mitarbeit von Thomas Hilsheimer, Göttingen 2010, S.36-90. (=WsU), Zitat: WsU, S.53-55.

bringen, ein Utopia zu gründen, irgendwo, keiner hat es gesehen, aber Sie erzählen davon, ach ja: was das Christentum alles doch bewirken könnte, und das Ergebnis: ein richtiger Bankkrach! Die Leute erfahren: das gibt es ja garnicht, dieses Utopia, diese erlösten, friedlichen Christen, diese losgelösten, nur nach dem Ewigen trachtenden Priester, überhaupt dies besondere Leben, das die Erde liebt, wie nur die Heiden es können, und zugleich für Nichts erachtet, wie es den Christen aufgegeben ist, nein, dies besondere Leben, das gibt es ja nicht. Die Christen sind nicht anders als die übrigen Menschen, und wenn das dann wieder neuerdings feststeht, dann muß Ihr Utopia als ein Schwindelunternehmen angesehen werden, und was sind Sie dann? Und wo gehören Sie hin? Ich sage Ihnen, ins Gefängnis, genau wie dieses und jenes Finanzgenie, das am Mississippi oder in Alaska eine Gesellschaft gründet, die nur auf dem Papier existiert.«

Paco hatte damals flehentlich die Hände erhoben: »Ja, aber unser Glaube? Christus hat doch gesagt, daß wir noch größere Zeichen und Wunder als er verrichten würden.« Padre Damiano lachte grob: »Oh gewiß! das größte Wunder ist nämlich, an diese scheinbar faule Aktie zu glauben, und nicht einmal, weil das in der Offenbarung steht, das könnte ja ebenfalls ein leeres Versprechen sein, sondern weil unser Herz erkannt hat: die Aktie ist echt. Hier ist der Weg, die Wahrheit und das Leben – und nicht da und nicht dort, wenigstens nicht für mich. Und nun sei treu und kühn, glaube, hoffe und vor allem liebe! Und deine Aktie gibt dir mehr als ein Utopia: sie gibt dir den Mut, ein Mensch zu sein, dem nichts mehr schadet und den nichts mehr enttäuscht! Denn alles ist euer, sagt Paulus, ihr aber seid Gottes.«

Paco hatte noch einmal die Hände gehoben: »Ja, aber Padre, wenn das Leben der Christen sich in nichts unterscheidet von dem der andern, wenn es nicht mehr und nicht schönere Früchte trägt, ist dann noch eine Ursache vorhanden, die Wahrheit dieses Glaubens als verbürgt anzunehmen? Dann kann ich ja auch ebensogut bei den alten Göttern bleiben?«

Padre Damianos breites, dickes Gesicht verdüsterte sich, er stülpte die Lippen vor und seine blutunterlaufenen, immer tränenden Augen verkniffen sich. »Wenn Sie den Christen damit insgesamt einen Vorwurf machen, richtet sich dieser Vorwurf gegen die Majestät Gottes! Denn wir sind nach seinem Willen so, wie wir sind, wir Menschen insgesamt. Und merken Sie sich, Padre Consalves, es gibt kein Innerhalb und Außenhalb der Kirche. Vor Gott gibt es nicht einmal die Hürden der Religionen, die wir Menschen aus mancherlei Gründen offensichtlich notwendig haben. Nur das eine ist unumstößlich: Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Die Liebe aber ist die diskreteste Tugend, und sie kann in Verwandlungen auftauchen, wo wir sie garnicht mehr erkennen. Sie wollen die strahlenden Früchte

der Christen sehen, die alles überstrahlenden! Ach du lieber Himmel, wenn das so exakt statistisch festzustellen wäre, hätte die ungetaufte Menschheit alle Eile, innerhalb vierundzwanzig Stunden sich taufen zu lassen, aus lauter Tugendkonkurrenz. Gottes Denken ist nicht so praktisch, so rechnerisch, so gewaltsam! Der Mensch ist nicht Buddhist, Mohammedaner oder Christ, weil in seiner Religion die hellsten Tugendfrüchte gezeitigt werden, sondern weil ihm dieses himmlische Gewand von den Eltern überliefert wurde, und vor allen Dingen, weil es ihm paßt: er kann sich darin bewegen, es hält ihn warm, und er hat es gern, er hält es sauber und wirft es nicht weg: denn auch die Tradition verbindet mit Gott. Alle diese Gewänder aber sind aus ein und demselben Stoff gemacht: aus der Liebe Gottes und der Liebe zu Gott!« Und dann neigte sich der Alte zu Padre Consalves' Ohr: »Gott geht nicht nach Utopia! Aber auf diese tränenfeuchte Erde kommt er – immer wieder! Denn hier ist unendliche Armut, unendlicher Hunger, unendliches Leid! Gott liebt das ihm ganz Andere, liebt den Abgrund, und er braucht – verstehen Sie mich um seines heiligen Namens willen recht – braucht die Sünde! Sie verstehen mich. Er ergießt sich. Er erneuert, Gott schafft Götter. Der Kosmos ist sein geliebter Sohn, der von ihm, dem Vater, alles empfängt im Geist, in der Liebe. Und dieser Sohn wird so, wie der Vater es will! Gott liebt die Welt, weil sie unvollkommen ist. – Wir sind Gottes Utopia, aber eines im Werden!«.⁴⁶

Das ist Andres radikale Absage an jede Utopie. Jeder Entwurf einer besseren oder anderen Welt, von Morus und Bacon bis hin zum großenwahnsinnigen Traum vom Dritten Reich oder der kommunistischen Herrschaft des Volkes, ist zum Scheitern verurteilt, weil er das Glück aller über die Freiheit des Einzelnen stellt. Andres erlebte es beim Schreiben von „Wir sind Utopia“ gerade am eigenen Leib. Er war auf der Flucht vor den Nazis.

Deshalb durchzieht die Freiheit als Motiv den gesamten Text von „Utopia“. Das beginnt mit der Situation der Gefangenschaft, da sind die angesagten Gitterstäbe in Pacos Zelle, die Möglichkeit der Flucht, das Verlassen des Klosters, selbst Leutnant Pedros Beichte passt in diesem Motivreigen als Befreiung von Schuld. Pedro verkörpert dabei das Gegenteil von Freiheit: Er befolgt seine Befehle, selbst wenn er daran persönlich fast zugrunde geht. Wahrscheinlich hätte er sich in Samjatins Einheitsstaat wohl gefühlt. Das erste Mal ergreift Paco seine Freiheit – oder die Flucht – als er das Kloster verlässt, um die Welt zu verändern.

16 WsU, S.55-57.



Stefan Andres in den 1950er Jahren, Foto: Dr. Karl Günter Werber

„Utopia – wie recht hatte der alte Dogmatiker – war schuld an seinem Austritt. Padre Damiano hatte ihm am Abend vor seinem Fortgehen aus dem Kloster noch mancherlei gesagt. Padre Consalves hatte schon den Zivilanzug auf der Zelle und darauf hinweisend sagte er: »Padre Damiano! Sie hätten es nicht geglaubt, nicht wahr, aber ich weiß nicht mehr, warum ich hier in dieser Zelle sitze, es muß etwas geschehen!« Der Alte hatte – aber er war eigentlich noch nicht so alt – seine zwei Zentner Leibesgewicht auf die Pritsche fallen lassen und dann die Backen aufgeblasen und vor sich hingenickt: »Es muß etwas geschehen, sagte der Floh und sprang.« Padre Damiano sagte das ebenso vergnügt wie nachdenklich. »Und dieser Sprung gehört zum Ganzen, zum großen Geschehen – wiewohl weiter nichts Weltstürzendes dabei heraus kam, aber er sprang, wie gesagt.«

Schließlich hatte er nach der Decke aufgeschaut, sich weit zurückbeugend, und den Rostflecken lange studiert. »Ja, wer möchte nicht so eine schöne Insel haben, um sich da ein bißchen aufzufrischen! Auch gute Luft dort, wie, natürlich doch, muß ja sein. Malaria ist ausgerottet oder war nie da. Schlangen keine, Tiger auch nicht! Sterblichkeit sehr heruntergesetzt, sterben alle im Patriarchenalter, sanft, in weißen Laken. Gute Verwaltung, blühende Gemeinden! Und vor allen Dingen kein Geld! Haha, Sie Schlauberger! Aber, wie ist das eigentlich: haben diese Leute dort oben an der Decke eigentlich freien Willen, oder sind sie sanft, ergeben und führbar wie Schafe?« »Doch, sie haben freien Willen, mehr als wir hier hinter diesen Gittern allüberall und mehr als die stumpfen Untertanen unter ihren Ausbeutern!« »Aber Ihre Insulaner kommen doch wohl selten in die Lage, ibn einmal zu brauchen, wie? Wenn die einmal sagen: es muß etwas geschehen, nicht wahr, dann tun sie auch so einen Sprung und noch einen, und ihre Welt ist genau wie zuvor: wohltemperiert und in Ordnung, aber der Sprung war trotzdem eine Genugtuung, wie?«

Der Alte lachte krachend und donnernd los, doch Padre Consalves hob ärgerlich das Kinn: »Sie scherzen so ins Allgemeine, das ist immer leicht. Was mich anbetrifft, ich nehme meinen freien Willen, den ich auf dem Altare geopfert habe, zurück.« »Also kommen wir zum Besonderen«, Padre Damiano stieß wie ein Stier mit dem Kopfe vor, »sehen Sie, da haben Sie's ja; was man noch zurücknehmen kann, ist noch vorhanden, noch nicht verbrannt, wie Sie so schön sagen, auf dem Opferfeuer des Altares. Nein, wer hat Ihnen solche Vorstellungen beigebracht? Ich bestimmt nicht. Hören Sie: Gott ist wie eine kluge Frau; wenn ihr Liebhaber auch schwört und beteuert: hier, nimm hin meinen Willen, meine ganze Freiheit – er denkt garnicht dran, so wenig die liebende Frau daran denkt, wenn sie ein bißchen von der göttlichen Weisheit in sich hat. Nehmen Sie also die Blanko-Vollmacht, die Ihnen Gott ausgestellt hat, ich meine Ihre Freiheit

des Handelns, nehmen Sie das himmlische Aktenstück zurück, es gehört Ihnen! Aber vergessen Sie nicht, das Kapital dahinter, das sind Sie selber. Sie verfügen, mit göttlicher Genehmigung, über sich und alles, was Sie sind und haben. Das ist wohl ein dickes und auch drückendes Scheckbuch, was Sie da bei sich tragen. Nun bin ich jetzt gespannt, an wen Sie die einzelnen Blätter ausstellen werden, wo Sie Ihre Freiheit Stück für Stück abgeben. Sie werden sehen, das Buch wird zusehends dünner. Sie sind, Gott sei Dank, nicht geizig! Aber passen Sie auf: der letzte Scheck im Buch, es nimmt ein Ende, den stellen Sie auf die Liebe aus, in irgendeiner Form auf die Liebe, auf etwas, was nicht Sie sind – sondern das Sie braucht.«¹⁷

Andres erteilt in Gestalt von Padre Damiano jeder Utopie eine klare Absage. Man kann „Wir sind Utopia“ damit also durchaus in die Reihe der Antiutopien des 20. Jahrhunderts stellen. Allerdings entwirft Andres keine düstere Zukunftsvision wie Wells, Samjatin, Huxley oder Orwell. Er zeigt uns einen Menschen, der unterwegs war nach Utopia, aber nicht angekommen ist. Und das aus einem einfachen Grund. Er hat übersehen, dass er nicht die Welt, sondern sich selbst ändern muss. Genau das heißt: Wir sind Utopia.

Um es mit Rilke zu sagen: Du musst dein Leben ändern. Der berühmte Satz stammt aus dem Sonett „Archäischer Torso Apolls“. ¹⁸ Der antike Torso verkörpert im Gedicht die Vollkommenheit, die an uns appelliert, uns befiehlt: Du musst dein Leben ändern. Nicht die Welt muss sich verändern, nicht die anderen, Du musst es. Der Philosoph Peter Sloterdijk hat den Satz zum Titel eines Buches über die Selbstoptimierung des Menschen

17 WsU, S.57-59.

18 Wir kannten nicht sein unerhörtes Haupt,
darin die Augenäpfel reiften. Aber
sein Torso glüht noch wie ein Kandelaber,
in dem sein Schauen, nur zurückgeschraubt,
sich hält und glänzt. Sonst könnte nicht der Bug
der Brust dich blenden, und im leisen Drehen
der Lenden könnte nicht ein Lächeln gehen
zu jener Mitte, die die Zeugung trug.

Sonst stünde dieser Stein entstellt und kurz
unter der Schultern durchsichtigem Sturz
und flimmerte nicht so wie Raubtierfelle;
und bräche nicht aus allen seinen Rändern
aus wie ein Stern: denn da ist keine Stelle,
die dich nicht sieht. Du musst dein Leben ändern.

(Rainer Maria Rilke, Paris 1908)

gemacht. Darin begreift er den Menschen als Übenden, der grundsätzlich auf Selbstbildung angelegt ist.¹⁹

Die Frage, die sich natürlich sofort stellt, ist: Wie geht Paco damit um, dass er selbst Utopia ist, dass er also nicht mehr auf bessere Zeiten und Umstände warten kann. Er hält es dabei ganz mit Damiano: Den letzten Scheck wirst du auf die Liebe ausstellen. Er fragt sich, kann man aus Liebe töten? Ist es eine Liebestat, wenn er Pedro umbringt?

„Plötzlich greift er sich ungestüm mit beiden Händen an die Schläfe: aus Liebe, was soll das denn heißen?! Dem Pedro zum Beispiel aus Liebe das Messer in die Rippen rennen und dann mit Damiano ihm sagen: schlimm, Brüderchen, aber die Liebe ist uns noch geblieben! Oh, darauf wird Pedro gerne verzichten, denn der Mensch hat nun einmal das eigensinnige Vorurteil: der Liebe zu begegnen sei auf jeden Fall mit angenehmen Gefühlen verbunden.

Ich habe während dieses Krieges vier Soldaten, vier Feinde, vier Spanier aus nächster Nähe getötet, Paco lässt die Hände schlaff herabfallen, und vielleicht überdies noch viele andere, aus der Ferne – ich müßte! Aber sieh da: ich tat es nicht gern! – keine Spur von Liebe, weder zu der Handlung, noch zu dem Ziel, das ich ja gar nicht kenne.“²⁰

Deshalb verzichtet Paco auch darauf, Pedro zu töten. Wir befinden uns jetzt mitten in der Beichtszene. Pedro hat gerade den Befehl erhalten, dass er alle Gefangenen töten soll. Paco hat das Telefongespräch, in dem der Befehl erteilt wurde, mitangehört.

„Pedro hob den Kopf: »Padre, ich bin nichts als ein Vollzugsorgan, ein Automat!«

Paco fuhr bei diesem letzten Wort herum, und so starrte er den Knienden an. »Was, was sagen Sie da! Wie ein Automat! Wie kommen Sie zu diesem Wort?! Leiden Sie denn nicht bei Ausführung eines solchen Befehls? Tun Sie das gern?«

»Aber Padre, Padre Consalves!« Der junge Offizier griff ungestüm nach den Knien seines Beichtvaters, er rüttelte daran: »Was fragen Sie da? So grausam bin ich doch nicht, nicht grausam in dieser Art! « Und als wollte er den Mann vor sich, der in erstarrtem Schweigen dasaß, zu einem Wort bewegen, fuhr er mit der Linken ihm einmal heftig über den Schenkel: weckend, fast liebkosend, aber da tat er einen leisen Schrei, und es gab einen Ruck in dem Dasitzenden.

19 Peter Sloterdijk, Du mußt dein Leben ändern: Über Anthropotechnik, Frankfurt 2009.

20 WsU, S.75.

Beide starrten einen Augenblick auf die linke Hand, die eben noch so heftig über das reglose Bein hingefahren war: die Hand blutete, wo der kleine Finger in den Muskel übergeht. Das Blut kam in einem einzigen Tropfen, wie ein individuelles Lebewesen aus seiner Wohnung, wie herausgerufen! Der Tropfen schwoll und fiel schließlich auf Pacos Hose, und da erst – sie waren beide wie Kinder über einer seltsamen, nie gesehenen winzigen Naturerscheinung – da erst sahen sie, daß durch die dünne Hose eines Messers Spitze blinkte. Paco sank hinüber in den Sessel, der Lieutenant erhob sich langsam und trat einen Schritt zurück, keiner sagte ein Wort. Selbst ihr Atem zog leiser hin, als sei sogar diese intimste Lebensäußerung zu schwierig und auch zu gefährlich geworden.

»Gott ist gnädig!« Paco hatte das mit einem wirren Lächeln vor sich hingemurmelt, und nun erhob auch er sich, zog langsam das Messer aus der Tasche und legte es vor sich auf den Tisch. Der junge Offizier bewegte dabei langsam den Kopf, er folgte den Bewegungen von Pacos Hand in einer gebannten Aufmerksamkeit, er war verwundert, ein anderes Gefühl kam in diesem Augenblick nicht in ihm auf.

»Ich hatte Ihren Tod beschlossen, ich wollte Sie los sprechen und sofort niederstechen, um die Gefangenen zu befreien. Ich wollte es – wie ein Automat! Genau so gehorsam wie Sie! Aber da kam ein Engel zwischen uns, und nun brauch ich es nicht zu tun!«

Teniente Don Pedro gab keine Antwort. Er kniete sich wieder hin, aber diesmal wie einer, der sonst nichts zu tun weiß, seine Bewegungen hatten in ihrer Unbedingtheit etwas Frommes.

Und als der große, schmallippige Mund des Priesters leise »— deinde: ego te absolvo« sprach, überlief die massive Gestalt des Knienden ein Beben, er zog den Kopf ein, indes jetzt auf eine Weise, als könne er dem Augenblick nicht gerecht werden, als könne er nicht daran glauben – denn er war nie froh gewesen, der Teniente Don Pedro.

Der Priester war schon aufgestanden, und die Stola auf die Sessellehne legend, flüsterte er: »Kommen Sie, es wird Zeit!«

Als Pedro sein schwammiges Gesicht hochhob, beugte Paco das seine: es war, als sei er kurz sichtig, er kniff ein wenig die Augen: dies Gesicht, das langsam die Augen zu ihm erhob, glänzte.

Teniente Don Pedro sprang auf die Füße, er torkelte, und so trat er auf Paco zu, beugte sich, griff seine Hand und versuchte sie zu küssen. Paco entriß sie ihm: »Heb!«, keuchte er, »machen Sie keine Fäden!« Dann blickten sie sich an und nun trat der eine auf den andern zu, und sie küßten sich.²¹

Das ist eine Szene von fast biblischer Kraft. Paco küsst seinen Henker. Herr vergib ihm, denn er weiß nicht, was er tut. Pedro bietet ihm danach sogar noch die Flucht an. Aber Paco lehnt ab. Das erinnert an den Tod des Sokrates. Auch der sollte hingerichtet werden. Platon berichtet in seinem Dialog „Kriton“ davon, wie Kriton seinen alten Freund Sokrates im Gefängnis besucht. Kriton will Sokrates zur Flucht überreden. Alles ist vorbereitet. Die Wachen sind bestochen, eine sichere Zuflucht ist gefunden. Aber Sokrates weigert sich. Ein ganzes Leben lang, 70 Jahre, hat er im Schutz der Gesetze Athens gelebt, die er für richtig erachtet hat. Nun wird er aufgrund eben dieser Gesetze verurteilt. Soll er deshalb die Gesetze brechen, nur weil sie sich gegen ihn wenden? Wäre das nicht inkonsistent? Und überhaupt: Warum soll er denn fliehen? Er ist alt. Sterben muss er so oder so. Früher oder später. Ganz ähnlich formuliert es Paco.

„Wer nicht heute erschossen wird, kommt morgen dran. Und wen die Kugel verschont, den holt der Omnibus – oder der Berg – oder eine Krankheit – oder das Alter! Das ist nicht so schlimm!“²²

Man kann Pacos Haltung durchaus mit der des Sokrates vergleichen. Wie Sokrates weigert er sich, ein Unrecht zu begehen – auch wenn eines an ihm begangen wird. Bei Sokrates ist es der Gesetzesbruch, die Flucht; bei Paco ist es Pedros Ermordung. Sokrates hat so formuliert: Es ist besser ein Unrecht zu erleiden, als eines zu begehen. Das heißt nicht, dass es gut ist ein Unrecht zu erleiden. Es heißt aber, dass die Gültigkeit und Verpflichtungskraft des Guten nicht von den Umständen abhängt. Das Tötungsverbot gilt in jedem Fall. Man kann sich nicht auf die Umstände berufen. In dem Augenblick, in dem Paco sich dazu entschließt, hört er tatsächlich auf, ein Automat zu sein. Er entzieht sich dem Automatismus des Krieges, dem „er oder ich, die oder wir“, dem „wenn ich es nicht tue, tut es ein anderer“. Pedro dagegen verkörpert genau die entgegengesetzte Haltung. Er steht für das reine Befolgen des Befehls. Auch der Gehorsam ist ein Ideal. Nach dem Zweiten Weltkrieg haben sich viele darauf berufen. Wir mussten das tun. Es war ein Befehl. Aber in der Rückschau wissen wir, dass genau diese Haltung das Unrecht zugelassen hat. Hätte es mehr Pacos als Pedros gegeben, wäre

²² WsU, S.87/88.

viel Unrecht vermieden worden. Paco jedenfalls ist mit sich im Reinen, als er schließlich ins Refektorium geht, wo die anderen Gefangenen schon auf die „kleine Stärkung“ warten, die man ihnen versprochen hat. Natürlich weiß Paco, dass ein Unrecht geschehen wird. 200 Menschen werden erschossen werden. Einer davon wird er selbst sein. Er weiß auch, dass er dieses Unrecht vielleicht verhindern können. Aber nur, indem er selbst einen Menschen getötet hätte. Er hat es nicht getan, weil es unter keinen Umständen zu rechtfertigen ist, einen Menschen zu töten.

„Pacos Stimme kam mihsam, doch schlicht und sicher, als er sagte, daß man im Krieg sei und nie wissen könne, von welcher Seite es einen schnappe. Es solle darum ein jeder, der etwas auf dem Herzen habe – nicht nur Sünden, sondern Sorgen und Kummer – an Gott so denken, wie an die Frau und die Kinder zu Hause, wie an Vater und Mutter. Und mit derselben Sehnsucht, wie an die Lieben, sollten sie an den Vater im Himmel denken. Und keiner solle Gott die Schuld von alledem geben, sondern den Menschen und auch sich selber. »All unsere Gewaltsamkeit ist zusammengekommen, und jetzt tobt sie sich aus«, so sagte er und fast eilig fügte er bei, »aber auch all unsere Unentschiedenheit, unsere Schwäche und Furcht vor etwas Ungewöhnlichem, sogar unsere Furcht vor dem Blutvergießen, all dies hat Schuld, denn ja, hätte einer von uns zur rechten Zeit das Messer gebraucht – aber Kameraden, ergeben wir uns! Gott richtet und Gott ist gnädig! « Dann sprach er die Gebete – er kannte sie noch, Wort für Wort. »Indulgentiam, absolutionem et remissionem« – Nachlassung, Losprechung und Verzeihung eurer Sünden –, welche Häufung von Güte in so juristisch kalten Worten, dachte er. – Und als er das Kreuzzeichen machte und sein »Amen« stark in den Saal schickte, hörte er jenen wohlvertrauten Ton der Schiebetür hinter sich, noch ganz so verheißungsvoll wie früher. Ein jähes Rattern erfüllte die Wände, als fabre ein eiserner Sichelwagen unsichtbar durch den Saal. Paco hörte einen Schrei und sah den breitschultrigen Mann vor sich die Arme in die Höhe werfen, rechts von ihm fielen einige Männer um, während er selber, einen Schlag zwischen den Schultern verspürend, nach hinten sank, sanft, als fange ihn die Unendlichkeit eines weichen Abgrundes auf, in den er ewig sinken könnte, ohne je hart auf einen Grund aufstoßen zu müssen.“²³

So endet „Wir sind Utopia“. Paco hat sich entschieden. Und doch formuliert er in seinen letzten Worten einen Zweifel. „Hätte einer von uns zur rechten Zeit das Messer gebraucht ...“ Hätte man das Unglück nicht verhindern

23 WsU, S.90.

müssen? War es nicht ein Fehler, es überhaupt zu einer Situation kommen zu lassen, in der es gar nicht mehr möglich ist, wirklich richtig zu handeln? Das klingt fast so, als würde Paco seine gerade getroffene Entscheidung, Pedro nicht zu töten, schon wieder in Zweifel ziehen. Aber das ist es nicht. Andres formuliert hier so etwas wie die politische Botschaft seiner Novelle: Traue niemandem, der dir eine bessere Welt verspricht. Jede Utopie ist zum Scheitern verurteilt. Die Welt wird sich nicht ändern, indem wir die Umstände ändern. Sie wird sich nur ändern, wenn wir, jeder Einzelne von uns, sich ändert. Wenn er/sie besser wird, anständig bleibt. Wenn man uns aber zwingen will, ein Unrecht zu begehen, ist es dann nicht besser, wir erleiden ein Unrecht, als selbst eines zu begehen? Andres formuliert das in seiner Novelle als offene Frage, auf die es keine endgültige Antwort gibt. Paco hat die an ihn gestellt Frage für sich entschieden. Er hat Pedro nicht getötet. Aber vielleicht gibt es andere Situationen, in denen man sich anders entscheiden muss. Gäbe es eine endgültige Antwort darauf, wie eine gerechte und friedliche Welt für alle Menschen aussehen soll, bestände auch die Möglichkeit eines Utopia. So bleibt nur, dass jeder die Frage für sich selbst beantworten muss. Weil wir Utopia sind. Und weil es nie eine endgültige Antwort gibt, sind wir immer ein Utopia im Werden.

In der Reihe **Schriften zur Unkeler Geschichte** sind bisher erschienen:

Nr. 1: Franz Vogts (1757–1841) – Leben und Wirken in schweren Zeiten,
Vortrag von Rudolf Vollmer, 20.10.2007

Nr. 2: Richeza – Königin von Polen – Fronherrin in Unkel, Vortrag von
Siegfried Jagau und Werner Mayer, 16.11.2007

Nr. 3: Hans Frentz-Sudermann (1884–1975) – Ein stiller Nachbar, Vortrag
von Günther Nicolin, 11.09.2009

Nr. 4: Hans-Jürgen Graf von Blumenthal (1907–1944) – Ein Offizier im
Widerstand, Vortrag von Piet H. L. Bovy, 12.10.2010

Nr. 5: Haus Rabenhorst in Unkel – Eine besondere Zeitreise 1885–2011,
Vortrag von Klaus-Jürgen Philipp, 24.03.2011

Nr. 6: Utopia ist nirgendwo – Stefan Andres' Novelle „Wir sind Utopia“,
Vortrag von Udo Marquardt, 17.04.2012

Herausgeber und Copyright:
Geschichtsverein Unkel e.V.
www.geschichtsverein.unkel.org
geschichtsverein@unkel.org

Der Geschichtsverein Unkel e.V. unterstützt durch diese Schriftenreihe die Zielsetzung der
„Zukunfts-Werkstatt Unkel 2012“, die Geschichte von Unkel bekannt zu machen.
Alle Rechte vorbehalten.